

Die Schwalbe

Montag, 23. März

Die Tage fingen an, ineinander überzufließen wie noch nicht getrocknete Farbe eines gerade begonnenen Gemäldes. Das Dunkelgrau von gestern vermischte sich mit dem tiefen Blau von morgen. Schwarz tropfte hinzu, im Takt der Sekunden meiner tickenden Armbanduhr. *Tropf. Tropf. Tropf.* Der Farbton, der allgemein und unveränderlich als Zeit beschrieben wurde, war irgendetwas dazwischen und besaß immer dieselbe Farbe.

Das alles dachte ich, während ich eine Postkarte in der Hand hielt, auf der in geschwungener, schwarzer Schrift „Das Leben ist zu kurz für irgendwann“ geschrieben stand. Im Hintergrund war ein malerischer Sonnenuntergang auf einer Wiese zu erkennen, die es so doch sicherlich nur in Träumen oder Büchern geben konnte. Direkt im Vordergrund standen zwei Personen, eine Frau und ein Mann, und hielten sich an den Händen. Da sie mit dem Rücken zum Betrachter standen, konnte man ihre beiden Gesichter nicht erkennen. Dennoch wusste ich, dass sie lächelten.

Ich riss den Blick von der Inszenierung los und stellte sie, mit dem restlichen Stapel, ordentlich aufgereiht ins Regal vor mir.

Neben mir räumte Miriam Stifte ein und fluchte, als sie sich am Karton schnitt. Es gab zwei Kategorien von Menschen hier im Supermarkt. Die Erste bestand eigentlich nur aus jungen Leuten, die, die große Träume und Ambitionen hatten. Sie wollten sich ihr Studium finanzieren, ihre kleine Wohnung direkt zwei Straßen weiter oder einfach nur mehr dazu verdienen, weil man ein bisschen Geld immer gebrauchen konnte. Die zweite Gruppe waren die Leute, die es einfach machten, weil man sie ohne Schlüssel vor einen Haufen verschlossener Türen gestellt hatte. Miriam war Teil der ersten Kategorie.

Die Tür knarzte, als ich sie behutsam schloss. Die Scharniere hätten schon seit langer Zeit ersetzt werden sollen. Aber sie waren nicht die einzigen Dinge, die Reparatur benötigten.

Unsere Wohnung setzte sich zusammen aus genau drei Zimmern. Der winzige Flur, der direkt ins Wohnzimmer überging, bildete mit einer eingebauten Küche das erste Zimmer. Das zweite Zimmer war ein Bad und das Dritte das Schlafzimmer von meinem Vater. Meine Mutter war vor 4 Jahren in einem Autounfall ums Leben gekommen. Es war genau so ein Ereignis, bei dem alle wussten, dass es immer mal wieder geschah. Trotzdem fuhren alle Auto, weil sie alle glaubten, dass es ihnen selbst niemals passieren würde. Das hatten wir auch gedacht. Kurz danach hörte mein Vater auf zu arbeiten und wir mussten in eine Wohnung ziehen.

Ein lautes Klirren durchbrach die Stille und hallte in mir wider, wie ein Echo in einer Höhle. Da der Flur mit dem Wohnzimmer L-förmig angelegt war, konnte ich die Ursache des Geräuschs nicht sofort ausmachen. Ich lief los. Mein Vater stand in der kleinen Küche, als wäre er eine Puppe, die jemand willkürlich platziert hatte.

Oh, dachte ich, sieh nur, die Welt ist an einer Stelle zersprungen. Doch es war nur eine Bierflasche und es würde die Welt nicht weiter interessieren. Er hielt einen Teil der Flasche in der Hand, aus

seinen Händen quoll Blut und tropfte auf den Boden. Sein Blick war trüb. Ich weiß nicht, was seine Augen sahen und ich würde es auch nie erfahren.

Ich warf der Schwalbe keinen Blick zu als ich anfang, die Sauerei sauber zu machen. Sie sah mich auch nicht an, denn sie saß auf der Fensterbank des Küchenfensters und blickte nach draußen.

Dienstag, 24. März

Der Tag heute war tatsächlich dunkelblau. Die Wolken weinten auf das Netz aus Straßen und Gehwegen. Die Häuser waren so groß, dass ich einfach vermuten musste, dass es ihnen von dort oben möglich war, das Ende der Welt zu sehen. Im Supermarkt war es trocken, dennoch konnte ich den Regen hören, wie er gegen die Dachluken prasselte. In meiner linken Hand hielt ich eine Postkarte. „Glücklich ist nicht der, der alles hat, sondern der, der zu schätzen weiß, was er hat“. Als Hintergrund war ein riesiger See gewählt worden, der sich sanft an umliegende Berge schmiegte. Ich stellte sie mitsamt des Stapels ins Regal und hörte zu, wie Miriam mir von ihrem Ex erzählte. Er habe ihr keine Blumen zum Valentinstag geschenkt, ihr nicht genug Komplimente gemacht, zudem könne er nicht kochen und habe eine riesige Abscheu vor Katzen. Dass Katzen Miriams Lieblingstiere waren, erfuhr ich im nächsten Satz. Ich nickte immer mal wieder und riss Karton nach Karton auf. So oft hatte ich es schon getan, dass ich mir vorkam wie ein Roboter. Es würde ein langer Dienstag werden.

Die Wohnung begrüßte mich mit einem Geruch, der mir unangenehm vertraut vorkam. Mein Vater lag auf dem Sofa, mit geschlossenen Augen. Ich konnte nicht sagen, ob er schlief oder irgendwo war, wo es meine Mutter noch gab. Sein Shirt war verschwitzt und sein Haar klebte ihm an der Stirn. Ich konnte mich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal geduscht hatte. Langsam trat ich näher und betrachtete die Lache aus Mageninhalt, die vom Sofa auf den Boden tropfte. Ich ging in die Küche und stellte meine Tasche dort ab. Ich hatte neues Brot gekauft, da das alte angefangen hatte zu schimmeln. Wie immer begrüßten mich die schwarz glänzenden Augen der Schwalbe, die auf der Fensterbank hockte. Ich schwieg. Sie sah mich an, dann drehte sie ihren Kopf und sah nach draußen. Ich ignorierte sie und nahm einen Lappen und Tabletten aus dem Regal über der Spüle. Von draußen leckte die Dunkelheit an unserem Fenster und bat darum, eingelassen zu werden.

So lange das Fenster zu blieb, war alles gut.

Mittwoch, 25. März

Dieser Tag war ein mattes Grau. Das Grau eines Kieselsteines am Gehweg, der vermutlich den Rest seiner Existenz dort verbringen würde. Ich fühlte mich wie der Kieselstein, als ich wie an fast jedem anderen Tag in meinem Abteil stand und die dazugehörigen Produkte einräumte. Es gab wieder neue Postkarten. Die oberste stach mir ins Auge, da sie ein Feld aus Löwenzahn zeigte. Über den gelben Blumen war ein unnatürlich klarer Himmel und ein Schriftzug: „Wenn wir in der Natur sind, erinnern wir uns daran, wie klein unsere Sorgen sind und wie groß die Freiheit ist.“

Plötzlich war ich wieder ein kleines Mädchen. Stand mit meiner Mutter auf einer riesigen Wiese, in einem Meer aus Löwenzahn. Der Himmel war unendlich blau, so blau wie das lange Kleid meiner Mutter. Ich weiß nicht mehr wieso oder wie wir dort hingelangt waren, aber ich weiß noch, dass ich nie wieder weg wollte. Mama, hatte ich gesagt, Mama, können wir nicht hierbleiben? Wir bauen

uns ein großes Haus und spielen jeden Tag im Feld! Sie lachte. Ein glockenhelles Lachen, das mein Herz erwärmte. Ich lachte auch. Wir würden hierbleiben. Nur sie und ich. Keiner würde uns hier finden, da war ich mir sicher. Zwei Schwalben glitten über unsere Köpfe hinweg und meine Mutter hob mich auf ihren Arm und sah ihnen lächelnd nach. Siehst du diese Schwalben dort? Ich nickte und streckte die Hände nach ihnen aus. Ich will auch so fliegen können, sagte ich, genauso hoch und weit wie sie. Das wirst du, sagte sie zu mir, du allein bestimmst, wie weit du fliegen wirst.

„Mathilda?“ Miriam pikste mir mit ihrem Finger in die Seite. Ich sah von der Postkarte auf und in ihre braunen Augen, die mich wie immer an Herbstblätter erinnerten. „Du weißt ja, dass Jonas ausgezogen ist und-“, sie machte eine du-weißt-schon Geste mit ihren Händen, „und jetzt ist rein theoretisch die Matratze frei, bedeutet so rein theoretisch ist bei mir noch Platz für eine andere Person und du könntest, also nur wenn du willst natürlich, aber ich kann auch wirklich verstehen, wenn du nicht willst. Weil ich schnarche und so.“ Sie sah überall hin, nur nicht in meine Richtung. „Aber nur ganz leise.“, fügte sie hinzu und räumte weiter Füller ins Regal, weil sie nichts mit ihren Händen anzufangen wusste. Vielleicht war ihr aufgefallen, dass ich jeden Tag das selbe ausgewaschene T-Shirt trug. Vielleicht war es aber auch die Tatsache, dass ich ihr irgendwann mal erzählt hatte, dass ich noch bei meinem Vater wohnte. Oder es war nichts von alledem und sie wollte wirklich in meiner Gesellschaft sein. Aber das konnte ich mir bei bestem Willen nicht vorstellen. Das, was ich zu unseren Konversationen beitrug, war, dass ich ihr zuhörte. Und auf sonderbare Art und Weise hielt genau das unsere Unterhaltung am Laufen. Eine unangekündigte Stille trat in den Raum zwischen uns und breitete sich aus. Sie schien von oben auf mich herabzusehen. „Danke, für das Angebot, aber ich kann nicht.“

In der Wohnung was es eiskalt und stickig. Mein Vater stand dort. Am Fenster. Er hatte eine Hand am Griff. Die Sekunden vergaßen, dass sie einem Takt zu folgen hatten. Die Gedanken in meinem Kopf liefen ihr hinterher, weil sie nicht zurückgelassen werden wollten. Stolperten übereinander, sodass ich nicht mehr wusste, wann ein Satz anfing und wo er zu enden hatte. Ich vergaß, wie es sich anfühlte zu sprechen. Vielleicht hatte ich es nie wirklich gelernt. Meine Beine reagierten stattdessen und mit ein paar wenigen Schritten stand ich hinter ihm und zerrte ihn vom Fenster weg. Jemand hatte ein Loch in mich hinein geschnitten. Hatte dem Puzzle ein Teil entfernt, sodass man das Bild nicht mehr erkennen konnte.

„Mathilda, was soll der Scheiß!“ Mein Vater schrie, ich konnte an seiner Tonlage hören, dass er betrunken war. Vielleicht sprach er auch in normaler Lautstärke, es hätte keinen Unterschied gemacht. Ich hörte seine Stimme hinter mir, über mir, in meinem Kopf. Vielleicht hatte er auch gar nichts gesagt und die Stimme sprach direkt aus meinem Herzen.

„Nicht öffnen.“ Die Worte glitten über meine Lippen. Es war nicht ich, die sprach. „Sie könnte entkommen.“

„Du bist gestört. Mathilda, hörst du? Du bist gestört!“ Der Geruch nach Alkohol wurde mit einem Schwall in mein Gesicht gestoßen. Seine Worte landeten auf meiner Zunge, drangen in mich ein. Sie hatten keinen Geschmack.

Donnerstag, 26. März

Dieser Tag hatte einen etwas helleren Grauton, als der Letzte. Die Wolken schafften es nicht, den gesamten Himmel abzudecken und so schlich sich die Sonne mit ihren Armen hindurch, weil sie vergessen hatte, wie sich unsere Kleinstadt anfühlte.

Heute war ich einem anderen Abteil zugeteilt und musste Milchprodukte einräumen. Aber es war sonderbar still, obwohl ich den Gesprächen von anderen Mitarbeitern lauschen konnte. Miriam war krank gemeldet.

Viele Stunden später stand ich wieder in unserer kleinen Küche und kochte Nudeln ohne Salz. Der Donnerstag war der einzige Tag, an dem ich schon früh Feierabend hatte, so dass es noch nicht dunkel war. Die Schwalbe saß auf dem Küchenschrank. Sie sah mir beim Kochen zu. So oft schon hatte sie mich Nudeln kochen sehen, dass ich annehmen musste, dass sie es inzwischen schon selber beherrschte. Ich sah mich um. Die Schlafzimmertür meines Vaters war geschlossen. Das war sie bereits, als ich nach meiner Schicht hier angekommen war und somit vermutet, dass er schlief. Zögernd griff ich in eine Schublade unter dem Herd und holte eine Brotbox heraus. So unscheinbar wie sie war, würde niemals jemand auf die Idee kommen, welchen kostbaren Gegenstand sie in Wirklichkeit beherbergte. Als ich sie öffnete, sahen mich ein junges Mädchen und eine erwachsene Frau an, die Arm in Arm vor einem alten Apfelbaum standen. Die Gesichter waren im Moment gefangen und beide würden niemals aufhören zu lächeln. Auch dann nicht, wenn ich bereits nicht mehr in diesem Leben war. Ich strich mit dem Daumen über das Abbild meiner Mutter. Sie trug das himmelblaue Kleid, das ich so liebte. An ihrem Hals hing die Kette, die einen fliegenden Vogel als Anhänger besaß. Eine Schwalbe. „Mutter“, flüsterte ich, „bitte sag etwas, irgendwas. Sag mir, was ich tun soll, ich weiß nicht mehr weiter.“ Nichts geschah. Was hatte ich erwartet? „Bitte.“, meine Worte waren nicht mehr als ein Hauch, „Du hast mir versprochen immer für mich da zu sein und jetzt bist du es nicht mehr.“ Stoisch kämpfte ich gegen Gefühle an, die ich vor langer Zeit in Ketten gelegt hatte.

„Mathilda?“ Ich wirbelte herum. Ich war so in Gedanken versunken gewesen, dass ich meinen Vater nicht hatte kommen hören. Sein Blick viel auf das Bild in meiner Hand und etwas veränderte sich in seiner Haltung. In seinen Augen. „Was ist das?“ Seine Stimme war eiskalt und schnitt wie eine Klinge in meine Haut. Ich hatte nicht gewollt, dass er das sah. Nachdem meine Mutter gestorben war, hatte er alles verkauft oder verbrannt, was ihn an sie hätte erinnern können. Mein Foto war das Letzte, was es noch von ihr gab. Er griff danach, mit einer plötzlichen Entschlossenheit, die ich nur allzu gut kannte. Ich wich zurück. „Mathilda.“ Er benutzte meinen Namen als Drohung. „Gib mir dieses Bild.“ Ich schüttelte den Kopf und als er meinen Arm packte, stieß ich ihn weg.

Etwas Hartes traf mich seitlich im Gesicht mit einer solchen Wucht, dass ich zu Boden stürzte. Mein Kopf traf die Kante einer Anrichte und Schmerz explodierte an der Stelle, bevor meine Seite auf dem Boden aufschlug. Mit geschlossenen Augen blieb ich auf dem Boden liegen, wie ein Tier, das man angeschossen hatte. Der Staub, der sich über die Jahre auf dem Boden angesammelt hatte füllte meine Lungen und ließ meine Augen tränen. Mein Körper fühlte sich fremd an. Vielleicht hatte man meine Seele aus Versehen in die falsche Hülle gesteckt? Für den Moment vergaß ich, dass ich Beine hatte, die laufen konnten. Vergaß, dass ich Arme hatte, mit denen ich mich hochhieven konnte. Ich war Schmerz und Nichts zugleich. Die Leere kam direkt aus meiner Brust, dort, wo eigentlich mein Herz schlagen sollte.

Ich stand erneut auf der Wiese, die so groß war, dass sie am Horizont den Himmel küsste. Ich drehte mich um und wollte nach der Hand meiner Mutter greifen, doch sie war nicht da. Erschrocken sah ich mich um. War sie ohne mich nach Hause gegangen? Sie würde das niemals tun, niemals!

Plötzlich spürte ich etwas sehr Schweres in meinen Händen und sah an mir herunter. Meine Arme hielten einen Käfig umklammert, der mir gleichzeitig unendlich vertraut und doch fremd vorkam. Darin war ein kleiner Vogel. Eine Schwalbe. Vielleicht war es sogar genau die, die ich zuvor am Himmel gesehen hatte. Hatte ich das getan? Hatte ich diesen wunderschönen Vogel eingesperrt? Seine Augen sahen mich an und ich hatte das Gefühl, dass sie genau in meine Seele blickten. Ich konnte nicht wegsehen, selbst wenn ich es gewollt hätte. Du hast mich eingesperrt, hörte ich diese vertraute Stimme in meinem Kopf. Du bist die einzige, die mich freilassen kann. Tränen liefen über meine Wangen und ich umklammerte den Käfig noch fester. Und mit einem Mal sah ich die Gitterstäbe um mich herum. Aber über mir war nur der endlos blaue Himmel. Der Käfig hatte kein Dach. Wenn ich nur fliegen könnte wie die Schwalben am Himmel, dachte ich, dann könnte ich entkommen. Das kannst du, hörte ich eine Stimme aus meinem Inneren, du allein bestimmst, wie weit du fliegen wirst.

Ich öffnete die Augen und richtete mich mühsam auf. Mein Blick huschte zu der Fensterbank, auf der jeden Tag die Schwalbe hockte, wenn ich nach Hause kam. Doch sie war nicht da. Ich blinzelte und wandte den Kopf ab. Sah zu meinem Vater, der nun auf dem Boden saß und dabei war eine Bierflasche zu öffnen. Und irgendetwas setzte sich in mir zusammen. Vielleicht hatte ich das letzte Puzzleteil gefunden und konnte nun endlich das ganze Bild genau erkennen. Vielleicht hatte der Schlag alle meine Gedanken aus meinem Kopf geworfen und nun, als sie wieder zu mir zurückkamen, ordneten sie sich neu an, weil sie vergessen hatten, welchen Platz sie vorher gehabt hatten. Ich stand auf und sammelte das Bild von meiner Mutter auf, das ich hatte fallen lassen. Dann ging ich los und packte meine Sachen.

Gerade, als ich die Tür aufschloss, hörte ich dumpfe Schritte hinter mir. Raue, schwielige Finger umschlossen mein Handgelenk und zwangen mich, mich doch noch einmal umzudrehen. Ich sah meinem Vater ins Gesicht. Seine grauen Augen, die normalerweise hinter einer dichten Wand aus Nebel verborgen schienen, waren auf einmal klar. Zum ersten Mal seit sehr langer Zeit hatte ich das Gefühl, dass sie mich ansahen und nicht geradewegs durch mich hindurch blickten. Ich sah Reue. Ich sah Unsicherheit. Ich sah Angst. Vorsichtig legte ich meine andere Hand auf seine und löste die Finger von meinem Handgelenk.

Sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass er noch etwas sagen wollte. Doch vielleicht hatte sich seine Zunge verknotet in dem Versuch, Wörter zu formen, die es nicht gab.

Es war einer dieser Momente, auf die ich später noch einmal zurückblicken würde und mir wünschen würde, ich hätte etwas gesagt. In Filmen oder Büchern gab es immer sorgfältig formulierte und rührende Abschlussworte. Doch ich hatte nichts zu sagen. Es war, als stand ich eigentlich neben mir und blickte auf diese absurde Szene, ohne die Gedanken der einzelnen Personen sehen zu können. Fast mechanisch beugte ich mich vor und legte meine Arme um ihn. Sein Geruch stach mir in die Nase. Sein Bart kratzte an meinem Gesicht. Ich konnte seine Hand fühlen, wie sie sich unsicher auf meinen Rücken legte. Dunkelgrüne Sekunden verstrichen. *Eins. Zwei. Drei.* Ich konnte sie an meinem Herzschlag abzählen. Leise entzog ich mich der Umarmung. Als ich durch die Tür trat und sie hinter mir schloss, sah ich nicht zurück.

Die Wolken bauten eine Landkarte, mit tausend unbekanntem Orten und noch nie beschrifteten Wegen. Der Asphalt unter meinen Füßen war noch feucht. Schon bald würde er trocknen. Es würde wieder wärmer werden. Die Zeit hielt niemals an, auch wenn ich es tat. Es war fast beruhigend, Wahrheiten im Leben zu haben, an denen niemand etwas ändern konnte. Auch dann, wenn sie einen nachts nicht einschlafen ließen. Ich lächelte, und diesmal hielt ich meine Tränen nicht zurück. Ließ sie gehen. Sie flossen warm meine Wangen hinunter. Sekunden aus einem frischen Orange gaben der Zeit einen neuen Farbton. *Tropf. Tropf. Tropf.* Ich zog mein Handy aus der Tasche und betrachtete Miriams letzte Nachricht „Bist du dir sicher?“. Ich fing an zu tippen, während über mir eine Schwalbe hinter den Gebäuden verschwand. Sie waren so riesig. Vielleicht waren sie groß genug, um auch den Anfang der Welt zu sehen.

Emilia Heinrich